

Falsche Freunde

Am neunten Tag des Monats Av gedenken Jüdinnen und Juden seit Jahrhunderten mit einem Fastentag der Zerstörung des ersten und zweiten Tempels in Jerusalem. Das war in diesem Jahr am 16. Juli.

Die christliche Kirche erinnert ebenfalls an diese Ereignisse der jüdischen Geschichte. Lange Zeit hat sie das mit Hämte getan. »Das kommt davon!« hat sie gepredigt. »Gott hat das jüdische Volk verworfen, weil es so böse ist.«

Und an der Kirchentür war diese Botschaft in Stein gemeißelt: eine stolze gekrönte Frau als Gestalt der triumphierenden Kirche auf der einen Seite und eine gedemütigte Frau mit gebrochenem Stab, vom Kopf gestoßener Krone und verbundenen Augen als Gestalt des Judentums auf der anderen Seite.

Diese arrogante Sichtweise der Kirche hat den modernen Antisemitismus mit geprägt und ist mitverantwortlich für den millionenfachen Völkermord an Israel. Wenn die Kirche heute immer noch an einem Sonntag in der Nähe des jüdischen Trauertages an die Zerstörung der jüdischen Tempel erinnert, kann sie das nur in Solidarität mit dem jüdischen Volk tun. Der Israelsonntag, wie wir ihn heute in der Evangelischen Kirche begehen, ist seit über 60 Jahren Ausdruck der Solidarität mit Israel, die gewachsen ist aus Scham und Reue über das, was geschehen ist, und dem Willen zu Umkehr und Erneuerung.

Diese guten Einsichten werden in den letzten Jahren mehr und mehr verdunkelt. Wenn Menschen heute das Wort »Israel« hören, haben sie sofort auch »Palästina« auf den Lippen. Und mit dem zweiten Satz scheint klar, wer hier gut und wer böse ist. Seit zwei Jahren lebe ich in diesem Land und komme viel herum, in Israel und Palästina. Davon möchte ich heute Morgen erzählen.

Wann immer ich das bei meinen Besuchen in Deutschland tue, treffe ich auf Menschen, die mit einer erschreckenden Militanz oft mehr gegen die eine Seite als für die andere kämpfen. Für manche ist der Staat »Israel« geradezu zum Feindbild geworden, das sie zu blindwütigem Eifer für Palästina antreibt. Und umgekehrt sind manche Israelsympathisanten mehr Gegner der arabischen oder muslimischen Welt als Freunde Israels.

Gemeinsam mit anderen europäischen Freiwilligen lebe ich in Nes Ammim, einem christlichen Dorf im Norden Israels. Vor ein paar Wochen haben wir uns von einem Palästinenser aus unserer Nachbarschaft die Ruinen seines Heimatdorfes zeigen lassen, in dem bis 1948 seine Eltern und Großeltern gelebt haben. Inmitten der Plantagen eines Kibbuz finden wir die überwachsenen Trümmer von Wohnhäusern und einen verwahten muslimischen Friedhof. Überaus stark sprudelnde Quellen garantieren reiche Ernten an Getreide, Obst und Oliven. Früher gehörten sie der Familie des Palästinensers, heute fährt der Kibbuz die Ernten ein. Hörbar bewegt erzählt er uns die Geschichte, die er zimal aus dem Mund seiner Eltern und Großeltern gehört hat.

Eines Tages standen die Lastwagen der jüdischen Kampfverbände mitten im Dorf. Männer, Frauen und Kinder wurden darauf verladen, um über die nahe gelegene Grenze zum Libanon abgeschoben zu werden

und dort für Jahrzehnte bis heute in Flüchtlingslagern zu leben. Da geschah das Wunder: seine Eltern und Großeltern durften mit einigen anderen wieder absteigen. Jüdische Freunde aus der Nachbarstadt hatten sich für sie eingesetzt. Seine Familie fand in einem der anderen arabischen Dörfer Zuflucht. Denn ihr eigenes Dorf wurde nach der Vertreibung gänzlich zerstört.

Solche und ähnliche Ereignisse im Zusammenhang der Staatsgründung Israels nennen die Palästinenser heute »Nakba«, das arabische Wort für »Katastrophe«. Eine Ausstellung hat diese Geschichte aus palästinensischer Sicht dokumentiert. Sie ist in den letzten Jahren durch Deutschland getourt und hat die Gesellschaft dort polarisiert in Freunde Israels und Freunde Palästinas. Während die Freunde Israels sie leidenschaftlich bekämpfen, streiten die Freunde Palästinas nicht weniger leidenschaftlich dafür, dass sie gezeigt werden darf.

Ich habe sie in Hamburg gesehen. Sie zeigt Dokumente, die jüdische Geschichtsforscher in Israel vor über zwanzig Jahren veröffentlicht haben und die seitdem in Israel, dem einzigen demokratischen Rechtsstaat im Nahen Osten, öffentlich diskutiert werden. Warum dann dieser leidenschaftliche Protest gegen die Ausstellung?

Unser palästinensischer Freund hat uns anders an die »Nakba« herangeführt, als es die deutsche Ausstellung tut. Er isoliert nicht die Leidensgeschichte seiner Familie. Er erzählt uns auch die Gründe, die zu der Zerstörung seines Heimatdorfes geführt haben.

Eine viertel Stunde entfernt liegt ein Mahnmal für siebenundvierzig jüdische Opfer. Die sind dort damals bei dem Versuch, mit einem Konvoi einen eingeschlossenen Kibbuz zu versorgen, von arabischen Kämpfern aufgerieben und getötet worden. Die Zerstörung des arabischen Dorfes und die Vertreibung ihrer Bewohner war eine Strafaktion der anderen Seite. Unschuldige mussten wie so oft im Krieg den Preis für die Untaten anderer zahlen.

Diese Zusammenhänge zu kennen, mindert weder das Leiden der Opfer noch die Schuld der Täter. Aber es wird beiden besser gerecht, als es die deutsche Ausstellung tut, die solche Zusammenhänge ausblendet. In der Ausstellung finden sich keine Unwahrheiten. Aber sie präsentiert die Fakten, ohne die Zusammenhänge aufzuzeigen. Und das ist nur die halbe Wahrheit. Darum halte ich diese Ausstellung für schädlich, nicht nur für Israel, sondern auch für Palästina. Gut gemeint ist auch hier das Gegenteil von gut.

In unserer Nachbarschaft gibt es die Ruinen mehrerer zerstörter arabischer Dörfer aber auch viele arabische Dörfer, in denen kein Haus zerstört und kein Mensch vertrieben wurde. »Wir hier in Mazra'a haben die jüdischen Siedlungen nicht beschossen«, sagt uns ein alter Mann, »darum ist unser Dorf nicht zerstört worden.« Die Realität ist komplizierter als sie die Schwarz-Weiß-Sicht der Ausstellung präsentiert.

Die zionistischen Mythen, nach denen Israel das Opfer und die Araber die Täter waren, sind in Israel längst zerstört. Aber wer nun umgekehrt allein Israel auf die Anklagebank setzt und allein den Palästinensern den Opferstatus zubilligt, begeht den gleichen Fehler und wird in Israel von niemandem ernst genommen. Der stabilisiert die Fronten, statt sie aufzuweichen. Der verschließt die Augen und Ohren derer, die die Macht haben, die Besatzung zu beenden und den Palästinensern die ihnen zustehenden Rechte zukommen zu lassen. Solche Freunde Palästinas halte ich darum für »Falsche Freunde«. Denn gut gemeint ist das Gegenteil von gut.

Wir haben uns von einem Rabbi aus einer der jüdischen Siedlungen in der Westbank einladen lassen. Ein überaus freundlicher und zuvorkommender Gastgeber, der uns stolz durch seine Siedlung führt. Sie wirkt wie ein Villenvorort im Speckgürtel einer amerikanischen Großstadt. Grüner künstlich bewässerter Rasen und blühende Sträucher passen nicht zu der Situation in den palästinensischen Nachbardörfern, denen von der israelischen Besatzungsmacht unangekündigt immer wieder für Tage das Wasser abgedreht wird. Vom Dach der Talmudschule haben wir einen herrlichen Blick über die vielen Siedlungen, die völkerrechtswidrig in das seit fast fünfzig Jahren von Israel besetzte palästinensische Land gebaut werden.

Zwischen den Siedlungen entdecken wir den unbebauten Hügel der christlich-palästinensischen Familie Nasser, das Tent of Nations, dessen Bewohner am Eingangstor ihres Geländes mehrsprachig verkünden »Wir weigern uns, Feinde zu sein«. Unser Gastgeber hat noch nie davon gehört. Er weiß nicht, dass jüdische Siedler die Familie Nasser vor Jahren überfallen, die Zufahrtsstraße aufgerissen und blockiert und in einer Nacht 250 alte Ölbäume abgehackt haben. Noch immer ist da niemand, der die Opfer dieser Gewaltakte schützt. Israels Soldaten müssen die Täter schützen. Der Siedler zuckt verlegen mit den Schultern. So recht wollen uns seine Kekse nicht mehr schmecken.

»Und was halten Sie von den Siedlern in der Westbank?« fragten die deutschen Freiwilligen nach ihrer Rückkehr aus der Westbank den pensionierten Hohen Offizier der Israelischen Armee, der für sie jeden Monat in unser Dorf Nes Ammim zu einem Vortrag kommt. »Für die Siedler kenne ich nur einen geeigneten Ort«, antwortete er freimütig, »nämlich ein sicheres Gefängnis.« Vielleicht ist seine Antwort überspitzt. Aber tendenziell denken viele Israeli so wie er. Erstaunlich: Gerade die zionistischen Pioniere und ihre Nachfahren halten die Siedlerbewegung für eine nationale Katastrophe. Sie sehen, dass die Errichtung von jüdischen Siedlungen in den palästinensischen Gebieten nicht nur Unrecht ist, nicht nur dem palästinensischen Volk schadet, sondern auch dem Volk und dem Staat Israel. Die Siedler vor allem verhindern ein Abkommen, das den Palästinensern Freiheit, Israel Sicherheit – und beiden Frieden bringen könnte.

Umso erstaunter bin ich, wenn ich in Deutschland auf Menschen stoße, die jede Kritik an Entscheidungen von Parlament oder Regierung in Jerusalem abwehren. Da wird z.B. jemand ausgebuht, der das Gesetz kritisiert, das Organisationen bestraft, die Gedenkfeiern zur »Nakba« abhalten oder unterstützen. Ich hörte, dass in Israel diejenigen, die seit Jahren »Nakba«-Gedenkfeiern organisieren, das auch in diesem Jahr getan haben, indem sie einfach zu einer – nicht verbotenen – Diskussion dieses Gesetzes eingeladen haben. So kreativ-kritisch gehen patriotische Israeli in einem demokratischen Rechtsstaat mit den Entscheidungen ihres Parlamentes um.

Wie töricht erscheinen mir demgegenüber die selbst ernannten Freunde Israels in Deutschland, die jede Kritik an Israels Politik zum Tabu erklären. Als ob jede Kritik gleich Ausdruck von Antisemitismus sei! Die einen begründen diese Tabuisierung historisch. Als Nichtjuden und besonders als Deutschen stünde uns diese Kritik nicht zu. Die anderen begründen das Tabu religiös. Als das von Gott erwählte Volk habe es das Recht, den Palästinensern das »Gelobte Land« wegzunehmen.

Sind das »Freunde Israels«? Kritik unter Freunden darf, ja muss sein. Und sie darf auch in Deutsch geäußert werden. Und wenn deutlich wird, dass durch diese Kritik die Solidarität mit Israel nicht aufgekündigt, sondern bewährt wird, findet sie auch in Israel offene Ohren.

Vor einigen Jahren haben die palästinensischen Christen einen bemerkenswerten Aufruf formuliert unter der Überschrift »Die Stunde der Wahrheit. Ein Wort des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe«. Er ist an die Menschen in Palästina ebenso gerichtet wie an die Christenheit der ganzen Welt. Sie sagen darin ein klares Nein zur Gewalt und suchen zugleich nach gewaltfreien Mitteln im Kampf gegen die Besatzung ihres Landes. Zu den gewaltfreien Aktionen gehört auch der Handelsboykott, der sich in anderen Konfliktfeldern dieser Erde schon bewährt hat.

Gedacht war an den Boykott von Waren, die aus den illegalen jüdischen Siedlungen in den besetzten Gebieten stammen. Freilich waren diese Waren bisher nicht zu unterscheiden von Waren aus Israel. Denn sie trugen die irreführende Aufschrift »Made in Israel«.

Wenn der Boykott wirkungsvoll sein soll, müssen zunächst die Staaten der Europäischen Gemeinschaft die Wiederverkäufer zwingen, die Herkunft der Waren unmissverständlich zu deklarieren. Der Prozess wurde in Gang gesetzt und hat, wie ich höre, in diesen Tagen in Brüssel endlich zum Erfolg geführt.

Die »Freunde« Palästinas wollten diesen langwierigen, aber erfolgversprechenden Prozess nicht abwarten. Sie haben kurzerhand zum Boykott Israels generell aufgerufen. Damit haben sie sich gerade als falsche Freunde Palästinas erwiesen. Ein so pauschaler Boykottaufruf schadet dem nun möglichen differenzierten. Er hat Augen und Ohren derer verschlossen, die gewonnen werden sollen.

Hatten sie nicht damit gerechnet, dass die Erinnerungen an die Aktion der Nazis am 1. April 1933 »Deutsche, kauft nicht bei Juden!« mit einem Aufruf zum Boykott Israels sofort hellwach sind?

Ein gut gemeintes Engagement für die Palästinenser erweist sich am Ende zu ihrem Schaden. Der undifferenzierte Aufruf zum Israel-Boykott ist schlicht kontraproduktiv.

Kontraproduktiv sind auch die vielen irreführenden Vergleiche der Freunde Palästinas. Die Mauer um Jerusalem ist nicht »die Berliner Mauer«. Die neckischen Karikaturen, die Josef mit der hochschwangeren Maria oder die Heiligen drei Könige so darstellen, als könnten sie nicht nach Bethlehem kommen, zielen ins Leere. Jeder kann unkontrolliert nach Bethlehem kommen. Es verhält sich gerade umgekehrt: Nur die dort wohnenden Palästinenser können nicht nach Jerusalem und Israel. Das ist Unrecht. Aber wer dagegen argumentiert, muss wenigstens die Fakten kennen. Wenn die Freunde Palästinas bei der Wahrheit blieben, wäre ihr Kampf für die Menschenrechte glaubwürdiger.

Die Freunde Israels rechtfertigen die Mauer um Jerusalem und den Zaun, der die besetzten Gebiete von Israel ausschließt, als Instrumente, die vor Terror schützen. Deshalb sind Mauer und Zaun vor zehn Jahren errichtet worden und deshalb sind sie in der israelischen Gesellschaft auch weitgehend akzeptiert. Aber Mauer und Zaun sind auch Instrumente der Annexion und der widerrechtlichen Enteignung. Es stünde den Freunden Israels gut an, das nicht zu verschweigen, sondern mit zu helfen, Mauer und Zaun zu beseitigen. Israel ist auch kein »Apartheidstaat«. Wer das behauptet verharmlost die Apartheid und beleidigt deren Opfer. Da ist die Situation in manchen europäischen Staaten eher als »Apartheid« zu beschreiben, in denen die ethnischen Minderheiten weniger integriert sind als in Israel.

Und wer Israel mit Südafrika vergleicht, ignoriert, dass Südafrika niemals von all seinen Nachbarn so bedroht war, dass diese es von der Landkarte radieren und seine Bewohner ins Meer treiben wollten. Israel ist seit seinem Bestehen bis heute ein bedrohtes Land. Hautnah wurde mir das bewusst, als ich am Tag meiner Ankunft in Nes Ammim neben zahlreichen Instruktionen auch einen Schlüssel ausgehändigt bekam, den ich

immer bei mir tragen soll. Der Schlüssel passt auf die Türen der fünf Bunker in unserem Dorf. Bisher habe ich ihn noch nicht gebraucht. Aber vor sieben Jahren haben die Freiwilligen fünf Wochen in diesen Bunkern verbracht.

Wer den Nahost-Konflikt auf einen palästinensisch-israelischen Konflikt reduziert, reduziert die Wahrheit und wird den Fakten nicht gerecht. Wer ein Freund Palästinas sein will, hat den Fakten zu entsprechen und bei der Wahrheit zu bleiben. Sonst wird er zum falschen Freund.

Ich möchte lernen, für Palästinenser einzutreten, ohne zum Gegner Israels zu werden. Bin ich ein Freund Israels? Bin ich ein Freund Palästinas? Ich möchte beides sein. Und merke: das ist der unbequeme Platz »zwischen den Stühlen«.

Das ist etwas anderes als Neutralität, die sich elegant aus allen Konflikten heraus hält. Neutralität ist nicht der Ort, der mir als Christ und als Deutschem zukommt. Auch außerhalb Palästinas und Israels bin ich in seine Konflikte hinein gezogen. Und deshalb habe ich »zwischen den Stühlen« auszuhalten, dass ich von beiden Seiten Kritik erfahre.

Aber ich spüre auch, dass dieser ungemütliche Platz der für mich einzig mögliche ist. Und ich erfahre, dass viele in Palästina und Israel und Deutschland ihn mit mir teilen. Das macht mir Hoffnung. Heute – am Israelsonntag.

Musik dieser Sendung

- (1) Yigdal – ein traditionelles Gebet, Yasmin Levy, Sentir
- (2) Sehnsucht, Amal Murkus, Schauq
- (3) Sehnsucht, Amal Murkus, Schauq
- (4) Tagebuch einer palästinensischen Wunde, Amal Murkus, Schauq
- (5) Tagebuch einer palästinensischen Wunde, Amal Murkus, Schauq
- (6) Yigdal – ein traditionelles Gebet, Yasmin Levy, Sentir
- (7) Papiere, Amal Murkus, Schauq